Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Obersaxen
Autor: Schmid, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572952

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Charakter eines an sich tragischen Vorfalls; die schwankhaften Momente erzielen eine zwiespältige Wirkung im Zuschauer, der geneigt wäre, dem an die Grenze des Wahnwitzes geratenen Schrämmli ein tiefes Mitgefühl entgegenzubringen. Er ist keine komische Gestalt. Wenn das Stücklein trotzdem mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, so lag das an der folgerichtigen Durchführung der Nervenkrisis, der trefflichen psychologischen Motivierung und dem recht geschickt geführten Dialog. „D'Wonig", ein sehr fideles Lustspielchen, hatte einen ungetrübten Heiterkeitserfolg, und die Zuschauer ergötzten sich ebenso sehr an der glücklichen Liebe zwischen der Tochter des polternden Hausbesitzers Jakob Meier und Dr. Alfred Koller, dem Sohne des Mieters, der die Wohnung im ersten Stock verlassen will, wie an dem schwankmäßig gezeichneten Alfred Kündig und seiner Frau Hermine, dem lustigen, doktrinären Schulmeister Rudolf Spörri und seiner besseren Hälfte, welche die frei werdende Wohnung zu haben wünschen, aber nicht bekommen, weil der Konflikt Meier-Koller im wörtlichen Sinn in „Minne" gelöst und die Wohnung behalten wird. Das Spiel war auch hier recht gut, und der lebhafte Applaus war der wohlverdiente Dank für einen sehr vergnügten Abend, der dem Verfasser wie dem Dramatischen Verein Zürich reichlich gebührte.

Obersaxen.

Eine rätische Walserkolonie.

Von Hans Schmid, Frauenfeld.

Es ist ab und zu gut, wenn in den Ferien nicht alles nach dem Programm geht. Man erlebt dann Zufälligkeiten, die mehr Feriengewinn bringen, als wenn alles am Schnürchen gegangen wäre. So ein Zufall wars, daß ich im wetterwendischen Juli 1919 nach Obersaxen gekommen bin. Auf Suworowschen Spuren war ich über den Panixer ins rätische Oberland eingedrungen und dabei auf dem verrufenen Paß so übel vom Wetter mitgenommen worden, daß ich in Ilanz wie anno 1799 die Russen eine gründliche Retablierung nötig hatte. Sie erfolgte bei erheblichem Aufwand von wärmendem Veltliner und gewaltigem Verbrauch von stimmungshebenden Brissagos im gemütlichen Hotel Oberalp, wo an den Wänden des Speisesaales zahlreiche Lorbeerkränze hangen, die nicht den Russen Suworows für ihre glänzende Leistung am Panixer, sondern den Erfolgen der „Ligia Grischa" an eidgenössischen Sängerfesten gewidmet sind.

In diesem Speisesaal kamen während zwei Tagen fünf Herren zum Mittags- und Abendtisch. Es waren Einheimische. Man sprach gescheit und bedächtig von der Politik und vom faulen Frieden, von Prozessen, Aktenvervollständigung und Beweisverfahren, und ob es wohl den Alliierten gelingen werde, die vielen deutschen Milliarden hereinzubringen. Die Unterhaltung wurde im Oberländer Romanisch geführt; nur einer der Herren sprach deutsch, und wenn er in die Diskussion eingriff, dann konnten auch die vier andern deutsch. Das sei das Bezirksgericht Glenner, bekam ich Bescheid, und der große, alte Herr, der deutsch spreche, sei von Obersaxen und habe 32 Enkelkinder, und dieses Obersaxen sei ein deutsches Dorf mitten im romanischen Bündner Oberland. Da fiels mir ein, von dieser Walserkolonie schon gehört und gelesen zu haben, und so bald meine Joppe wieder trocken und die am Panixer verloren gegangenen Nägel in den Bergschuhen ersetzt waren, zog ich aus nach Obersaxen.

Die deutsche Gemeinde Obersaxen liegt auf der rechten Seite des Rheins zwischen Ilanz und Truns, hoch über dem Tal auf den Terassen am Piz Mundaun. Beim Abstieg vom Panixerpaß hatte ich die zerstreuten Höfe und Weiler, die am Piz Mundaun herumliegen, gut übersehen können und die eigenartige Siedelung war mir aufgefallen; steht sie doch in starkem Gegensatz zu der geschlossenen Bauweise der romanischen Bergdörfer Graubündens. Vom Talboden aus sieht man Obersaxen nicht; es liegt verborgen

„sur saissa", über den Felsen, die einpaar hundert Meter tief jäh zum jungen Rhein abfallen. Die Walserkolonien Graubündens, Rheinwald, Vals, Safien, Avers, liegen mit Vorliebe in abgelegenen Talwinkeln „in den obersten wilden Höhinen". Obersaxen auf seiner freien Bergterrasse bildet eine Ausnahme; aber die Walser haben sich auch hier die von den Romanen verschmähte Schattenseite des Tales ausgesucht, und wild wird es auf diesen „Höhinen" zu Zeiten auch gewesen sein; denn auf Obersaxener Gebiet ist im Jahre 1881 der letzte Bär des Bündner Oberlandes geschossen worden.

Es fährt ein Pöstlein ein Mal im Tag von Ilanz nach Obersaxen hinauf. Ich ging zu Fuß an den wappengeschmückten Patrizierhäusern vorbei durch das wehrhafte Ilanzer Obertor, auf dem neben rätischen Wappenschildern auch das Wahrzeichen der verbündeten Republik Bern angebracht ist. Außerhalb der Stadtmauer gabelt sich die Straße; ein Wegweiser gibt Kunde, daß es links talein nach Vals und Vrin, rechts nach Obersaxen („Meyerhof 9,6 Km.") gehe. Die Straße geht den Berg hinan, schattig im Wald. Man sieht auf die ganze „Gruob" hinab, auf die erste Stadt am Rhein mit ihren Türmen, mit der alten hölzernen Brücke und mit dem grünen Fluß. Prächtig liegen die romanischen Dörfer drüben am sonnigen Hang, unten Ruis und Schnaus, weiter oben Seth, Ruschein, Ladir und Fellers. Mächtig baut sich dahinter die rätisch-glarnerische Bergwelt auf von den Brigelserhörnern bis zum Flimserstein; der Hausstock und der Vorab beherrschen das Bild. So gings eine Stunde bergan; ein dunkelhaariges Maitli mit dicken Zöpfen ging mit, sagte mir landeskundig die Namen der Dörfer auf drüben am Berg und rühmte vor allem Ladir, von dem aus man eine wundervolle Aussicht habe und mit einem Blick zwei Klöster auf einmal sehe, Chur und Disentis. Ich habe versprochen, nach Ladir hinauf zu gehen, um die zwei Klöster auf einen Blick zu schauen, so bald ich einmal Zeit habe.

Das erste Dorf über den Felsen ist Flond. Es liegt schon 1180 Meter hoch. Aber Flond ist noch romanisch. Die Leute sagen noch „bun di", und es ist noch romanisch verboten, durch die Wiesen zu gehen, bei 5—20 Franken Buße, wovon die Hälfte dem Anzeiger zukommt. Ich ließ das Poststräßchen rechts liegen und ging zur linken bergan, als ob ich auf den Piz Mundaun wollte, der ungnädig sein Haupt in einem grauen Nebel versteckte. So kam ich nach Neukirch hinauf, 1347 Meter nach der Karte, wo ich die ersten Walser zu finden hoffte. Aber der deutsche Name des Dorfes täuscht; die Leute sagen auch hier noch „bun di" und Neukirch ist noch romanisch wie Flond. Seine weiße Kirche schaut keck und blank ins Land, direkt zum Panixer hinüber. Die von Neukirch haben am 5. Oktober 1799 wie aus einer Theaterloge zuschauen können, als der lange schwarze Wurm des Suworowschen Heeres vom Berg herunterkam. Ich fragte ein steinaltes Mütterchen neben der Kirche von Neukirch, ob sie damals auch schon auf der Welt gewesen sei, als die Russen dort drüben zu Tale stiegen. Aber das Weiblein verstand mein Deutsch nicht, und so alte Frauen haben ein schlechtes Gedächtnis.

Ein Weg führt von Neukirch durch schöne Wiesen parallel zur Straße an drei Häusergruppen vorbei nach Westen, und von diesem Höhenweg aus überschaut man das Gebiet von Obersaxen in seiner ganzen Weitläufigkeit. Es sind über zwanzig Weiler und Höfe, die planlos auf die sanft ansteigende Hochfläche am Piz Mundaun hingestreut sind. Die größeren Dörfchen liegen unten an der Straße, Vallata, Eggen, Affeier, Meierhof. Am oberen Weg liegen Platagna, Misanenga und Miraniga, stille, verschlafene Menschennester, die mir wie ausgestorben vorkamen. Weiter von Westen her grüßen andere Höfe herüber mit der weißen Kapelle von St. Martin. Die liegt schon jenseits des großen Tobels der Val Gronda, das die Gemeinde Obersaxen mit einem tiefen Schnitt in zwei Hälften trennt. Die Häusergruppen sind alle schön braun gebeizt von der Sonne und vom Wetter, und jedes Dörflein hat sein Kapellchen mit schindelbepanzertem Türmchen, Misanenga sogar ein nagelneues. Um die Häuser und in den Wiesen sind kleine Felderchen mit Roggen und

Kartoffeln angelegt. Auch vereinzelte Kirschbäume stehen da und dort in den Wiesen; aber die Kirschen waren Mitte Juli noch grün und klein. Bei jedem Hofe stehen hohe Gerüste, die mir von der Leventina her bekannt sind; dort nennt man sie „rescane", hier „Histen", romanisch „Gischnees". An den Histen wird das Getreide, das auf den Feldern nicht reif wird, zum Ausreifen aufgehängt; auch Heu wird manchmal so gedörrt, und im Meyerhof hatte eine Frau ihre Wäsche an den Histen zum Trocknen aufgehängt, und fröhlich flatterten die weißen und rot geblümten Tücher von den hohen Stangen im Winde. Wunderherrlich ist der Blick hinüber in die Glarner Bergwelt, zum Hausstock und zum Tödi, die ganz hell dastanden, während der ganznahe Piz Mundaun, hartnäckig seine Nebelkappe über den Ohren hatte, er, der „Rigi" des Bündner Oberlandes. Fein liegen die Dörfer drüben auf der andern Talseite an der Sonne, das langgezogene Waltensburg, weiter oben Andest, in einer Schlucht versteckt das winzige Panix, dann weiter rechts Seth, Felders und Ladir, wo man die zwei Klöster sehen kann auf einen Blick. Das herrlich an den Berg hingepfiffene Brigels bekommt man erst westlich vom Meyerhof zu sehen.

Die Leute von Obersaxen waren überall mächtig beim Heuen, trotz der Nebelschwaden am Piz Mundaun und obschon ab und zu ganz unmotivierte Regentropfen fielen. Es hat seine Tücken, das Klima von Obersaxen. Die Heuer sagten freundlich „guata Tag" und mähten mit Schwung das ziemlich kurz geratene Gras. Ich versuchte, mit dem einen oder andern der Heuer ein Gespräch anzuknüpfen; aber der Erfolg war gering, nicht bloß weil die Nebel am Piz Mundaun immer bedrohlicher wurden und die Leute keine Zeit hatten, sich mit fremden Wandergesellen abzugeben, sondern auch weil man in Obersaxen beim Heuen Tabak im Munde hat, was für mundartliche Studien entschieden nicht von Vorteil ist. Immerhin habe ich auf den Wiesen von Misanenga und Miraniga einwandfrei feststellen können, daß die Leute da oben nicht das gelernte Deutsch der rätischen Romanen reden, sondern daß sie „Pür" sagen für Bauer, „Hüs" für Haus, „Mili" für Mühle und daß es „letz" ist, wenn man zum „Hewen" das „Parisol" mitnehmen muß.

Von Miraniga ging ich nach dem Meyerhof hinab, wo das einzige „Wirtshüs" der ganzen Gemeinde Obersaxen steht. Der Meyerhof ist das Zentrum von Obersaxen, ein ordentliches Dorf mit Kirche, Schulhaus und Post. Am 8. November 1915 ist der größte Teil des Dorfes mit 15 Häusern und 13 Ställen abgebrannt. Man war jetzt eifrig am Wiederaufbau; schon standen mehrere neue Häuser da, solid aus Stein, aber doch freundlich und im Dialekt gebaut. Auch das Schulhaus ist aus der Asche neu erstanden, ein ganz gut geratener Bau; nur wird in ganz unnötiger Weise in lateinischer Aufschrift verkündigt, daß das Haus der Jugend gewidmet sei, obschon in Obersaxen außer dem „Heer" gewiß niemand lateinisch kann. Die Kirche ist beim großen Brande stehen geblieben; doch ist sie auch neuern Datums. Auf den Grabsteinen des Friedhofs liest man die Namen Hosang, Arpagaus, Casanova und Jannett.

Auch das Wirtshaus im Meyerhof ist neu. Der Wirt empfing mich mit dem Selbstgefühl des Posthalters und überließ das weitere zwei munteren Töchtern, die mir in der sauber mit Lärchenholz getäfelten Stube ein Mittagsmahl mit kanonischem Menu herrichteten. Es gab Eier und „Pfaffenbohnen" mit eingemachten Kirschen. Ich gestattete mir, meiner Verwunderung darüber Ausdruck zu geben, daß man in so gut katholischer Gegend ein Gebäck mit dem Namen „Pfaffenbohnen" belege; es gibt ja Leute, die an dem drallen Worte „Pfaffen" Anstoß nehmen, und ich erinnere mich gut an eine fromme Kurgästin in Engelberg, die das Wort „Pfaffenwand" nicht über die Lippen brachte und devot und verschämt der Siegfriedkarte zum Trotz „Die geistlich Wand" sagte. Die Töchter von Obersaxen lachten; so sei man da oben nicht, und es falle auch einer Pfarrersköchin nicht ein, von „geistlichen Bohnen" zu reden. Die beiden Töchter sprachen echtes Walserdeutsch, unterhielten sich aber mit Handwerkern, die am neuen

Schulhaus arbeiteten, ebenso gewandt in romanischer Sprache. Es verstehe alles romanisch in Obersaxen; deutsch und romanisch gingen gleichmäßig nebeneinander her; denn man habe eben im Verkehr mit der romanischen Umgebung die welsche Sprache nötig; in vielen Familien sei die Mutter eine Romanin und überdies kämen die Bauern von Obersaxen ohne romanische Arbeitskräfte nicht aus. Aber die aufgeweckten Mädchen wissen, daß Obersaxen eine Walserkolonie ist und einen ganz besonderen Dialekt spricht; während zwei Sommern sei Herr Dr. Brun aus Zürich da gewesen und habe säuberlich aufgeschrieben, wie die Obersaxener reden, und er werde wohl ein sehr gelehrtes Buch darüber schreiben.

Dieses Buch ist bereits erschienen: „Die Mundart von Obersaxen" im Kanton Graubünden, Lautlehre und Flexion. Von Dr. Leo Brun, in den Beiträgen zur schweizerischen Grammatik (Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld). Es ist ein sehr tüchtiges Werk, die erste mundartliche Monographie über eine Walserkolonie. Was die rechtshistorische Untersuchung schon einwandfrei festgestellt hat, wird hier durch die Dialektforschung mit umfassender Gründlichkeit bekräftigt: die enge Verwandtschaft mit dem Wallis. Das Hauptmerkmal der Walliser Mundart, die Vertretung des „s" durch „sch" tritt in der Sprache von Obersaxen klar hervor: Die Häuser sind „Hischer", das Eis ist „Isch", die Mäuse sind „Müsch"; man sagt Afersch, Valsch und Küblisch für Avers, Vals und Küblis, und die Ursula wird zur „Urschla". Obersaxen macht sodann „u" zu ü: Pür, Nachpür, Ühr, Hüs; es „entrundet", sagt „Lit" für Leute, „titsch" für deutsch, „hit" für heute, macht den Bürger zum „Birger" und den Teufel zum „Tifel". Typisch ist die reiche Entwicklung der Diminutivformen mit dem eigenartigen „elti": das Teufelchen ist ein „Tifelti", die kleine Gelte ein „Geltelti", das Kettchen ein „Chettelti", das Sonnenschirmchen ein „Pariselti" und die Forcellina wird zum „Furggelti". Die allen Walserkolonien gemeinsame Umschreibung des Passivs mit „kommen", die man schon auf rätoromanischen Einfluß hat zurückführen wollen, die ich aber auch im tessinischen Bosco gefunden habe, ist auch in Obersaxen gebräuchlich: „Bier chunt wunnig trunka". Zahlreicher als in den Mundarten der übrigen rätischen Walserkolonien sind in der Sprache von Obersaxen die romanischen Lehnwörter, was sich ohne weiteres aus dem starken Verkehr der Sprachinsel mit der romanischen Umgebung und aus der steten Zunahme des romanischen Elements in der Gemeinde selbst erklärt. Dr. Brun gibt eine große Auswahl dieser romanischen Eindringlinge in den Obersaxener Dialekt; ich erwähne nur, daß die Braut „Spüsa" geheißen wird, was ohne große Mühe vom romanischen „Spusa" hergeleitet werden kann, während dann der Bräutigam sich „Spißlig" nennen lassen muß, was weniger hübsch klingt und als Beispiel dafür gelten mag, wie erfinderisch der Dialekt von Obersaxen unter romanischem Einfluß geworden ist. Der „Spißlig" von Obersaxen ist natürlich ein Opfer der „Entrundung" geworden; er sollte eigentlich in Anlehnung an die Spusa „Spüßlig" heißen und hat also nichts zu tun mit dem alemannischen „Spieslig", der in der Ostschweiz gedeiht und der einen hageren, mageren Kerl, dünn wie ein „Spiesen" oder Splitter, bedeutet.

Obersaxen hatte bei der letzten Volkszählung 636 Einwohner. Davon haben 499 das Deutsche, 136 das Romanische als ihre Muttersprache angegeben. Einen so starken romanischen Einschlag zeigt keine andere rätische Walserkolonie, weder das Rheinwald, noch Vals, noch Safien oder das Avers. Das romanische Element nimmt zu, das Deutsche ab; im Jahr 1880 lebten in Obersaxen noch 628 Deutsche und 126 Romanen. Dr. Brun sagt, daß sozusagen in jeder Familie romanisches Blut fließe, daß blonde Haare zu den Ausnahmen gehören und daß die Ehen mit Frauen rätischer Zunge „in bedenklichem Maße" zunehmen, wobei dann in solchen gemischten Ehen mit seltenen Ausnahmen das Romanische Familiensprache werde. So bilde sich in Obersaxen allmählich die Zweisprachigkeit heraus, die wirtschaftlich noch dadurch beschleunigt werde, daß viele Obersaxener auswandern oder in der bündnerischen Hotelindustrie Arbeit suchen, und der Verlust an Arbeitskräften

für die einheimische Landwirtschaft durch Rätoromanen, besonders aus dem Lungnez, gedeckt werde, die als Knechte arbeiten oder sich auch als „Lener", als Pächter, in Obersaxen niederlassen. Die Verwelschung ist deshalb weit vorgeschritten, so weit, daß schon davon gesprochen wird, Obersaxen gehe trotz seiner deutschen Schule und seiner deutschen Predigt der Romanisierung entgegen. Zu dieser Prophezeiung wäre insofern ein Fragezeichen zu machen, als die romanische Sprache in Graubünden sich auf der ganzen Linie in der Defensive befindet und das Ueberhandnehmen des Deutschen als Verkehrssprache auch den Dialekten der Walserkolonien zugute kommen wird. Diese Erfahrung macht man wenigstens in Vals, wo heute weniger romanisch gelernt wird als früher, eben weil die Romanen der Umgebung deutsch gelernt haben und man in deutscher Sprache mit ihnen verkehren kann.

Die Herkunft der Walser in Graubünden ist durch die „Rechtsgeschichte der freien Walser in der Ostschweiz" von Dr. Erhard Branger und die „Untersuchungen zur Walserfrage" von Dr. Robert Hoppeler rechtshistorisch so überzeugend abgeklärt worden, daß ein ernsthafter Widerspruch gegen die Annahme einer Einwanderung aus dem Wallis heute kaum mehr als möglich erscheint. Noch unabgeklärt ist einzig die Frage, welche Ursachen die deutschen Oberwalliser in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bewogen haben, in so großer Zahl die Heimstätten im Rhonetal zu verlassen und sich jenseits der Walliser Alpen in den Hochtälern des Piemont, auf den „obersten wilden Höhinen" im Land der grauen Puren und sogar in einigen Talwinkeln des Vorarlbergs eine neue Heimat zu suchen. Sehr vorsichtig drückt sich Dr. Robert Hoppeler dahin aus, daß die Gründe der Abwanderung „in inneren, bis anhin nicht aufgeklärten Verhältnissen der obern Rhonetalschaft" zu suchen seien.

Obersaxen spielt in der „Walserfrage" seine ganz besondere Rolle. Es steht heute fest, daß die ersten Walsersiedelungen in Graubünden das Rheinwald und Davos waren; Vals, Avers, Safien, Tschappina, Mutten, Versam und Valendas werden als Tochterkolonien jener zwei ersten Siedelungen betrachtet. Dagegen wagt man es nicht, auch Obersaxen als eine Tochterkolonie des deutschen Rheinwalds zu bezeichnen; es ist vielmehr eine starke Neigung vorhanden, die deutsche Siedelung von Obersaxen auf eine gesonderte Einwanderung aus dem Wallis zurückzuführen. Historische und mundartliche Momente scheinen dafür zu sprechen. Im Jahre 1398 vermählte sich Guiscard von Raron, Landvogt im Wallis, mit einer Tochter des Freiherrn Ulrich Brun von Räzüns, und es wurde verschrieben und verbrieft, daß der Räzünserin „ze merer sicherhait umb das vorgeschrieben gelt mir ingeben und gesetzt hät alliu siniu güter, wie diu gehaißen und genempt sint, gelegen uff dem Uebersachsen". Die Annahme läge also nahe, daß Obersaxen infolge dieser Heirat aus dem Wallis durch den Freiherrn von Raron besiedelt worden ist. Branger wird aber mit Recht stutzig dadurch, daß in der Vereinbarung zwischen dem Freiherrn von Räzüns und seinem Walliser Tochtermann bereits von „Meyern" in Obersaxen die Rede ist, von Erbzinspflichtigen, wie sie zur selben Zeit auch die Walser in Davos und Safien waren. Die Güter von Obersaxen wären also schon zu jener Zeit, als sie dem Freiherrn von Raron als Heiratsgut verschrieben wurden, von „herkomen lüt, die da fry oder Walser sind", bebaut worden. Branger greift deshalb weiter zurück und führt aus, daß das Kloster Disentis seit dem Jahre 776 in Obersaxen begütert war und um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts die Verwaltung des Klosters Disentis sich in den Händen eines Wallisers befand, der vielleicht sich um die Ansiedelung von Walsern in Obersaxen bemüht hat. Im Jahre 1730 hat die Gemeinde Obersaxen die Tage St. Joder und St. Anton „in Erinnerung an die Altvordern im Wallis" als Feiertage erklärt.

Dr. Leo Brun, der, dem Charakter seiner Arbeit entsprechend, die Frage der Herkunft der Obersaxener nur so nebenher behandelt, stellt fest, daß als Heimat im weiteren Sinne das deutsche Wallis nicht bezweifelt werden könne. Innerhalb der Walserdialekte Graubündens und Vorarlbergs zeigen

sich in der Mundart von Obersaxen Abweichungen, die einen Zusammenhang der Sprachinsel mit den Mutterkolonien von Rheinwald und Davos als ausgeschlossen und die Möglichkeit einer späteren direkten Kolonisierung aus dem Wallis als gegeben erscheinen lassen. Dr. Leo Brun macht auch aufmerksam auf eine „erstaunliche Uebereinstimmung" in der Lautgebung zwischen den Mundarten von Obersaxen und Urseren, und er rechnet mit der Möglichkeit, daß die Obersaxer, aus dem Wallis kommend, einen ersten Halt im Urserental gemacht hätten. Es winken also in dieser Frage noch Themata für Doktordissertationen.

Obersaxen hätte das Zeug zur Sommerfrische. Es ist schön da oben mitten in der Berglandspracht des Bündner Oberlandes. Aber man hat sich bisher nicht auf die „Fremdenindustrie" geworfen. Nur Touristen sprechen ab und zu vor, Leute, die auf den Piz Mundaun wollen. Ich hätte auch gewollt und gerne den Weg über San Carlo nach Morissen und Pad Peiden eingeschlagen, um von dort zu den Walsern von Vals zu gelangen. Aber der „Rigi des Bündner Oberlandes" lüpfte seine Kapuze nicht, und der Nebel schlich allgemach herab bis auf die braunen Hütten von Misanenga und Miraniga. Da blieb nichts anderes übrig, als grollenden Herzens wieder ins Rheintal hinunterzuziehen und den Weg nach der Station Tavanasa-Brigels der Rätischen Bahn zu suchen. Es sei nur eine Stunde nach „Fenatse" und unterwegs könne ich dann die „schen neuw Brick" schauen, die erst vor ein paar Monaten fertig geworden sei.

Es ist eine gute Stunde vom Meyerhof nach Tavanasa. Wahrscheinlich deshalb, weil man so oft stille stehen und in die Pracht der Glarner Bergwelt vom Hausstock bis zum Tödi hinüberstaunen muß. Auch das feine Brigels hat man immer vor Augen. Der Weg vom Meyerhof setzt sich zunächst als schmales Sträßchen fort und wird dann zum Fußpfad, der sich von Hof zu Hof schlängelt durch duftendes Heu und braune Gaden. Das ist die Zwischentobler „Pirt" mit den Höfen Tusa, Klinga, Mira, Kiramiga, Sant Josep und ein paar andern. Vor allen Scheunentoren wurde gedengelt und auch zum Dengeln hat man Tabak im Munde, so daß man einem Fremdling nicht gut den Weg nach Tavanasa weisen kann. Von weitem grüßt das Kirchlein Sankt Martin herüber, das schon jenseits des großen Tobels in der „Innerpirt" steht. Die „schen neuw Brick" überspannt in imposanter Betonhaftigkeit das große Tobel von Val Gronda. Sie sieht ganz großartig aus, und man versteht den Stolz der Obersaxener auf ihre „Brick". Nur fehlen noch auf beiden Seiten die Zufahrtsstraßen; doch das wird schon noch kommen. Tief unten im Tobel liegt eine alte kleine Sägemühle, geduckt und verschüchtert unter der gewaltigen Brückenromantik. Es wird ihr nicht mehr so recht wohl sein dort unten, der alten, alten „Mili". Jenseits der Brücke wieder braune Häuser, duftende Heugaden, Histen, dengelnde Bauern, der Blick nach Brigels, auf Hausstock und Tödi. Herrgott, habt ihr's schön, ihr Obersaxener! Dann geht der Weg bergab im Zickzack durch den Wald; durch das Grün der Tannen schauen Bergdörfchen herüber vom andern Hang, Danis wahrscheinlich, Dardin und Capeder und weiter oben das stattliche Schlans. Und nach einer guten Stunde blickt dann das rote Dach des winzigen Bahnhöfchens von Tavanasa durch die letzten Tannen herauf, und der Mann mit der roten Mütze ist froh, daß er wieder einmal ein Billettchen verkaufen kann, wenns auch nur nach Ilanz ist. Im herrlichen Brigels oben aber funkelte die Abendsonne in den gastlichen Fenstern von Fausta Capaul.

Von dem durstigen Mann und seiner Frau.

Ein Märchen von Lisa Wenger, Delsberg.

Es war einmal ein Weiblein, dem es im Leben gut ging. Sie war fröhlich und guter Dinge; denn sie hatte einen Mann, der sie wohl erhalten konnte, war nicht auf den Kopf gefallen, flink und hübsch genug, um mit ihrem Schöpfer zufrieden sein zu